

BETROGENE SPIEGEL

Die Lichter sind gelöscht, Zwielflicht erfüllt meine Wohnung, noch ist es draussen dunkel. Ich werfe einen letzten Blick in den Spiegel, ehe ich die Wohnung verlasse. Im Aufbruch begriffen setze ich eine passende Maske auf. Unten auf der Strasse reihe ich mich ein in die Gesichtslosigkeit der anderen. Der Morgen folgt seinem üblichen Lauf, er wird begleitet von einem Stück aus dem Jahr 2025:

Was du siehst, es scheint real

Perspektive und Licht, doch nicht mein wahres Gesicht.^[1]

Massen anonymer Masken queren meinen Weg. Glatte Hüllen folgen ihren Wegen, ich meinen. Wir haben es uns alle angewöhnt, unser wirkliches Sein zu verstecken, denn egal, ob wir einer Minderheit angehören, eine andere Sexualität leben als eine normative, unkonventionelle Beziehungsformen pflegen oder ob unsichtbare Krankheiten unseren Alltag begleiten: Wir haben gelernt zu verbergen. Und dabei verlernt, unsere Wirklichkeiten zu kennen. Ich denke mir nur: «Das ist nicht meine Welt, die sieht ganz anders aus.»^[2]

Ein paar Minuten von unserem Zuhause entfernt, steige ich in einen Zug ein, der mich und viele weitere Menschen zu unserer Arbeit bringen wird. Im Zugfenster spiegelt sich das, was die Menschen für mein Gesicht halten. Ich selbst erhasche lediglich einen Blick in mein Inneres, ehe ich mich wieder der Welt um mich herum widme, um mir nicht zu sehr selbst begegnen zu müssen: *Bin mir so fremd, unendlich allein / Um nicht anders zu sein.* Mein Blick streift den all jener Menschen, deren Ich ebenso im Verborgenen liegt wie meines. Es ist schon fast ein wenig zynisch anzusehen, dass jede Person ihr Sein den anderen verbirgt – obwohl die Norm, der sie genügen wollen, ein Konstrukt ist, mehr nicht. Denn es bleibt die Frage in mir hängen, ob denn überhaupt jemand dieser Norm entspräche.

Norm, das heisst: dem Durchschnitt aller oder vieler zu entsprechen. Es handelt sich um eine Schnittmenge, die aus einer Vielzahl an Variationen rund um diesen Median entsteht. Die statistische Mitte, also die Norm, berechnet sich folglich aus dem Verschiedensein, nicht aus dem Gleichschritt aller. *Ich kann mich dir niemals offenbaren.* So entspricht also das Bild der Menschen um uns herum häufig diesem Durchschnitt vieler – wir gleichen ein Bild, das wir uns von einem möglichen Gegenüber machen, immer ab mit dieser Mitte. Je nach Abweichung sind wir geneigt, jemanden als durchschnittlich, als normativ, einzustufen. Weicht aber die Lebenswelt des Gegenübers zu stark ab von dem, was wir als Mitte annehmen, fällt es vielen gleich schwerer, diese Person oder ihre Lebensweise zu akzeptieren.

Nun ist es aber so, dass von dieser vermeintlichen Mitte all jene, die sich als Teil der Schwarzen Gemeinschaft fühlen, grundlegend verschieden sein wollen. Untersucht man aber diese Abweichungen, so zerrinnen die Unterschiede. Ästhetische Differenzen sind äusserliche Merkmale, die zwar zunächst einmal die Einschätzung angeblich ermöglichen, doch genau hier setzt das Stück ein:

Du hast dir ein Bild von mir gemacht

Ich bin darauf nicht zu erkennen.

Das Bild, das wir uns von anderen machen, unterscheidet sich von dem, was in einer Person vorgeht, welche Biografie sie mit sich trägt, welche Verletzungen, Wünsche, Hoffnungen sie hegt. In diesen Angelegenheiten ist jeder so individuell, wie es nur möglich ist – egal, ob einer Gruppe zugehörig, die sich von anderen so stark unterscheiden will wie die Schwarze Szene, oder ob Teil eines massentauglichen Alltags. Wir können lediglich erahnen, was in jemandem vorgeht. Manche können das besser als andere, ihre Sinne schärfer als die anderer, ihre Bürde ist aber die Wahrnehmung des Darunterliegenden, das zu tragen – zu ertragen – was andere unter ihren zahlreichen Masken verbergen. Wir nähern uns einem Menschen manchmal an, schliessen Bekanntschaften, Freundschaften, Lieben. Doch selbst dem engsten Kreis derer, die wir lieben, bleibt ungeachtet unserer psychischen und auch physischen Nacktheit Vieles verborgen. Oft sehen wir im Anderen auch nur das, was wir sehen mögen. Narben wollen wir oft nicht sehen, welcher Art auch immer sie geartet sind. Deshalb verbergen wir sie, uns.

Wir erschaffen unser Gegenüber, erschaffen aber auch uns selbst. Häufig sind wir dabei Pygmalion nicht unähnlich und wurden in der Vergangenheit von anderen betrogen, enttäuscht, verletzt. Dann neigen wir dazu, uns Statuen der Menschen um uns herum zu erschaffen, die perfekter scheinen, als die Personen es tatsächlich sind. Nun verhält es sich aber mit Statuen so, dass sie eben nur in mythischen Zeiten zum Leben erwachten. Unsere Skulpturen bleiben leblos und stumm – und wir mit ihnen: *Was du siehst, es scheint real / Perspektive und Licht, doch nicht mein wahres Gesicht*. Die Menschen setzen sich in perfektes Licht, wählen eine Perspektive, die ihnen schmeichelt – so erscheinen wir wirklich und sind es doch nicht. Wir bleiben Puppen unserer selbst.

Eines der zentralsten Medien unserer Zeit ist dementsprechend nichts anderes als eine Marmorhalle der Perfektion. Wir betrügen uns gegenseitig mit Bildern, von denen wir möchten, dass man sie als unser Ich deutet. Wir verbreiten Trugbilder, nur um zu einer Masse zu gehören, der wir im tiefsten Innern gar nicht angehören wollen. Wir posten Bilder einer Sekunde, isoliert und schön. Schliesst sich das Lid der Kamera, fällt die Maske – wir sind wieder in unserem eigenen Dasein angekommen. Dann noch ein netter Filter, eine Korrektur. Wir kleben einen virtuellen Sticker mit «100%» und unserem Avatar, der einen Daumen hoch zeigt, auf unsere Geschichte und für die nächsten vierundzwanzig Stunden lächelt unser Trugbild freundlich ins Gesicht derer, die uns das zumeist glauben. Im Verborgenen weinen wir. Wahlweise stellen wir unsere Schwächen aus und erschaffen eine Bildergalerie des Schmerzes, doch auch hier verbleiben wir in einem Trugbild und fordern von den Menschen auf der anderen Seite des Bildschirms nur, was wir gerne hören möchten. All das nur, *um nicht anders zu sein*. Anders als jene, deren Aufmerksamkeit wir uns wünschen.

*Hinter falschem Glanz herrscht grosse Dissonanz,
zwischen dem, was ich denk' und was ich sag'.*

Der schnöde Schein ist kein neues Phänomen. Schon immer war nicht bloss der venezianische Maskenball ein Feuerwerk aus Kunst, aus Schein, aus Spiegeln. Blickte man in der Geschichte der Menschheit weiter zurück, so bestand schon immer die Notwendigkeit, sich und sein Dasein zu verbergen. Das geschah und geschieht nicht immer nur aus blossem Geltungsdrang, sondern es sind auch Schutzmechanismen. Schon immer gab es Menschengruppen, die sich verbergen, unter dem Radar fliegen mussten. Sie waren unbequem, den Mächtigen gefährlich, passten nicht. Die Strafen oft hoch, Ächtung die geringste aller Möglichkeiten. Einer, der es wissen musste, ist Oscar Wilde. Er sagte: «A mask tells us more than a face.»^[2] Wilde, der aufgrund seiner Homosexualität im Irland des 19. Jahrhunderts mit einer Gefängnisstrafe konfrontiert war, musste sich ständig hinter Masken verbergen – ähnlich erging es der amerikanischen Autorin Sylvia Plath, die heiratete, nur um dazuzugehören, obwohl ihre Liebe den Frauen galt. Letztere beging Suizid. Ihre Maske liess sie sich selbst verlieren, Depressionen und Ängste trieben sie in den Tod. So bietet eine Maske nicht immer nur Schutz, sie kann die Maskenträger:innen auch in die Verzweiflung treiben.

Ein zentraler Aspekt, trotz der Trugbilder gesund bleiben zu können, ist daher, sich selbst nicht die Treue zu brechen. So erklärt das Stück von Dunkelsucht dies denn auch: *Solange du weisst, wer du wirklich bist / Was klug wäre, und was richtig ist / Ist es nie zu spät [...]* Ich selbst frage mich bei manchem Eintrag in den Sozialen Medien, bei vielen Begegnungen in der realen Welt: Weiss mein Gegenüber noch, wer es wirklich ist? Ab welchem Zeitpunkt ist es zu spät? Es gab auch in meiner Biografie Momente, in denen ich mir sicher war, mein echtes Sein verloren zu haben. Diese Momente gibt es wohl im Leben einer jeden Person. Aber so, wie wir unsere Zellen im Laufe unseres Lebens erneuern, können wir auch unser Bild erneuern. Das Stück fordert uns auf, dies zu tun: *[D]enk dein Leben neu*. Wir dürfen nur den Zeitpunkt nicht verpassen, an dem wir noch in der Lage sind, in uns selbst hineinzuhorchen und unser wahres Ich zu finden.

Das ist jedoch gar nicht so einfach, denn häufig verlieren wir uns in den Spiegelungen unserer Mitmenschen und horchen zu wenig tief in uns selbst hinein. Wir folgen dem Strom der Massen und hoffen darauf, nur in einigen Situationen aufzufallen. Dabei spielt es keine Rolle, ob wir einer Gruppe angehören, die bereits breitenwirksam akzeptiert ist, oder Teil einer Untergrundbewegung sind, deren schärfste Waffe ihr Geist und das Anders-Sein sind. Innerhalb unserer Gruppe werden wir verschwinden, Teil eines Ganzen sein. Solange aber unsere Identifikation mit ebendieser Gruppe auch eine Identifikation mit uns selbst ist, bleiben wir uns nicht vollständig fremd. Wir können die Maske ab und an entfernen, wenigstens teilweise. Im richtigen Umfeld werden wir dann auch auf Akzeptanz stossen, so sehr wir uns vielleicht vor der Reaktion auf unsere vermeintlichen Fratzen gefürchtet hatten.

Nach einem langen Tag im Licht der Gesellschaft kehre ich nach Hause zurück und weiss, dass ich mich vor denen zu Hause nicht zu verbergen brauche. Sie kennen das, was ich als wirkliches Ich bezeichne. Im Vorbeigehen streife ich meine Maske ab und lasse sie in der Garderobe. Das letzte Licht des Tages erhellt den Korridor und ich rufe: «Ich bin zu Hause.»

^[1] Alle nachfolgenden Zitate stammen, wenn nicht anders angegeben, aus: Dunkelsucht: «Trugbild». In: Alou Productions: *Unabated* (2025).

^[2] Ein Stück, das dem von Dunkelsucht thematisch sehr eng verwandt ist, heisst «(Das ist nicht) Meine Welt» und stammt von der Band Oberer Totpunkt (2014 im Album *Desiderat* erschienen). Das Fazit dort ist kompromissloser als bei «Trugbild»: «Ich mache diese Maskerade nicht mehr mit./lasse mich nicht über Erwartungshaltungen kontrollieren.»

^[3] zitiert nach [Medium.com](https://medium.com) [29.12.2025]